

(Nachdruck verboten.)

8]

Ein Tag.

Von M. Arzbaschew. Deutsch von Adolf Gek.

„Untersteht Euch nicht, zuzuhauen!“ schrie der große Mensch weiter.

Plötzlich stürzten dicke, schwarze Menschen, lauter riesige, massive Gestalten in Polizeimänteln geschickt hinter den Pferden hervor, und ehe Arsenjew etwas begreifen konnte, traf ihn ein schwerer, stumpfer Schlag ins Gesicht und warf ihn nieder. Vor seinen Augen schwammen gelbe Feuerkreise.

„Was tust Du?“ rief er kurz, schlug mit dem Hinterkopf gegen die feste Wand und setzte sich auf den Schnee. Er sah schon nichts mehr, weil eine rote, kalte, nasse Fahne ihm über den Kopf schlug.

Arsenjew wußte später nicht, wie und wann er wieder auf die Beine gekommen war; er erinnerte sich aber an ein schreckliches Geschrei, kurzes Pfeifen und Schneiden und einen über und über blutigen Kopf, mit dem er zusammenstieß. Ueber sei eigenes Gesicht rann Blut, die Kinnlade juckte schmerzhaft, und der Kopf war schwer wie Stein. Er befand sich in einer kalten Dede, vor ihm dehnte sich der ebene, weiße, mit Mühen, Lumpen und Galoschen besäte Straßenraum. Weit vorne, dicht an der Wand des hohen, gelben Palais schimmerten unbeweglich zusammengeballte kleine Haufen, deren Bedeutung Arsenjew begriff.

„Ah, ah, ah!“ schrien unzählige heisere Stimmen, die vor Wut barsten.

„Was ist das nur? Warum? . . .“ drehte sich alles in Arsenjews Kopf. Seine Rippen zuckten kraftlos, über die Wangen flossen Tränen und Blut; er beschmierte sich hilflos mit seinen nassen, zitternden Händen.

„Halt, Leute, nicht bange sein!“ ertönte eine Stimme aus dem allgemeinen Wirrwarr, und anfangs einzeln, dann in dichten Massen kamen wieder Menschen an Arsenjew vorübergerannt, die ihn mit fortrissen.

Scharfe Wut packte Arsenjew; ihm war unerträglich weh, er wollte schreien und vorwärtslaufen.

Weit vorne stand quer auf der Straße, schwarz auf dem bläulichen Schnee schimmernd, ein unbeweglicher Streifen von Feinden.

„Brüder, schießt nicht, Brüder! . . . Ihr gehört doch zu uns!“ schrien die Leute, die vor Arsenjew vorausliefen, durchdringend und ermunternd, und dann stockte alles so plötzlich, daß Arsenjew auf einen breiten, schwarzen Rücken hinaufflog.

„Gleich wird geschossen,“ sagte jemand neben ihm ganz ruhig.

Arsenjew wandte sein blutbeflecktes, entsetztes Gesicht um und wollte etwas erwidern — so sonderbar und abgeschmackt kam ihm diese Bemerkung vor — aber in diesem Augenblick zerriß ein trockenes, mächtiges Knattern die Luft. Jrgendwo vorne zuckten lange, gelbe Blitze auf und nicht in den Ohren, sondern gleichsam im Herzen ertönten sonderbare Töne, als wenn etwas mit Klatschen und Pfeifen wirbelnd über den Köpfen dahinslog. Vielstimmiges wüstes, erstauntes Geschrei ertönte, dann folgte langgedehntes, lautes, mühsames Stöhnen.

Der große Mensch im Paletot mit Lammsfelltragen, der neben Arsenjew stand, zuckte sonderbar mit beiden Schultern und setzte sich plötzlich schwer in den Schnee. Seine Mütze rollte Arsenjew unter die Füße. Hinter ihm packte jemand kurz und fest seinen Arm, ließ ihn los und fiel dann schwer und stöhnend nieder. Vorne schlug ein Weib erstaunt die Hände zusammen und fiel dann der Länge nach vorn über. Ringsum wurde mit einemal alles licht und senkte sich unförmlich und schrecklich nieder.

Alle diese Eindrücke schnitten mit unerträglicher Geschwindigkeit in Arsenjews Hirn, als wenn ihm jemand ein scharfes Messer in den Kopf stieße und darin umdrehte. Aber da war noch etwas, offenbar die Hauptsache, die er nicht verstand. Das war so unsinnig schrecklich und abscheulich, daß es nicht in das Bewußtsein hineinwollte. Und das war das Entsetzlichste.

Vor den Augen schwankte ein qualvoll roter Nebel.

Sofort wurde die Luft zum zweiten- und drittenmal von betäubendem Krachen zerrissen, vorn zuckten wieder gelbe Blitze auf, jemand ergriff Arsenjew an der Hand, warf sich mit dem Gesicht auf die Erde und riß ihn ebenfalls nieder. Arsenjew fiel mit dem Kopf auf den Schnee und verlor wahrscheinlich lange das Bewußtsein. Sein Gehör registrierte im Gedächtnis noch schwach ein entferntes Krachen, Pfeifen, Schreien und Niederfallen. Dann trat kalte, öde Stille ein . . .

Als Arsenjew den Kopf erhob, sah er gerade vor sich eine große, rote Blutlache und ein klebriges, blutiges Knäuel, aus dem Haar und Knochen hervorragten.

Ringsum herrschte Leere. Einzelne schwarze Gestalten liefen noch schreiend und mit den Armen fuchtend irgendwo hin, man konnte aber schon nicht mehr unterscheiden, ob sie vor- oder rückwärts liefen; Arsenjew hatte den Eindruck, als wären sie verrückt. Ueberall war festgestampfter weißer Schnee, unbewegliche schwarze Flecke und Blut.

Hier stöhnte jemand abgerissen und schrecklich; dort kroch jemand, zerlegt und zusammengeballt, wie eine zerquetschte Fliege, die einen blutigen Schmutzstreifen hinterläßt, über den Schnee. Was weiter, vorne und rückwärts war, sah Arsenjew nicht. Tödlicher Schrecken und entsetzlicher Jammer ergriffen ihn. Mit krampfhafter Anstrengung stürzte er dem Menschen nach, der über den Schnee kroch, holte ihn ein, packte ihn unter die Achseln und begann ihn aufzurichten. Jetzt kamen von allen Seiten andere Leute gelaufen, und einer von ihnen begann, Schulter an Schulter mit Arsenjew, den Verwundeten zu stützen und fortzuschleppen. Der zer Schlagene, blutüberströmte Mensch stöhnte leise, zuckte fortwährend zusammen und sah sie schon mit ganz sinnlosen Blicken an. Arsenjew wußte nicht, ob die Menge sich ihnen entgegenbewegte, oder ob sie zur Menge gingen, aber in der nächsten Minute faßten schon viele, hilfsbereite Hände zu, und der Verwundete wurde als eine schwere gewichtige Masse auf einen kleinen kurzen Droschenschlitten gelegt.

„Der ist tot,“ sagte jemand. Arsenjew ließ die Hand des Menschen fahren, sie sank hilflos herab und blieb unbeweglich.

„Gleich verliere ich den Verstand!“ wuchs in seinem Gehirn ein kristallklarer, warnender Gedanke, und gleichzeitig fühlte Arsenjew, daß in der Tiefe seiner Seele etwas Riesiges, Ewiges, Festes entstand, nachdem etwas anders für immer gestorben war.

„Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher!“ hörte er.

Und sofort ertönten zahlreiche, heisere, rohe, schreckliche Stimmen, die ihren feierlichen, verzweifelten Kummer immer höher und höher in die Luft sandten.

Der Schlitten kroch langsam über den weißen Schnee, und der bläuliche Totenkopf mit zugefleckten, trüben Augen schwankte ernst und traurig, während ringsum der disharmonische, halb lächerliche, halb unaussprechlich schreckliche vielstimmige Gesang erscholl: „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme Dich unser! . . .“

Ein schreckliches, unverständliches Gefühl schnürte Arsenjew die Kehle zusammen; er konnte nicht mit all den andern gehen und lehnte sich schwankend gegen die Wand.

Schon brach die Dämmerung herein, die schwarze Menge mochte langsam von ihm fort, sloß mit der traurigen blauen Dämmerung zusammen, und durch die Abendluft hallte über der unabsehbaren wirbelnden Menge der drohende, geheimnisvoll traurige Gesang . . .

Arsenjew ging nach Hause.

Er ging ohne Mütze, murmelte etwas vor sich hin, schritt ungleichmäßig, langsam vorwärts. Dicht blühte auf, Menschen rannten schreiend und trampelnd vorüber, wandten ihm ihr blaßes, erschrecktes Gesicht zu und verschwanden in der Abenddämmerung.

II.

Nachts fuhr Arsenjew in einem Schlitten, der schnell über den unebenen Schneeboden dahinglitt, wieder durch die Straßen der lautlosen Stadt. Die gelben Laternen zogen sich als goldene Kette in eine unbekannte Ferne, und die Finsternis hing dicht über ihnen.

Hinter Arsenjew blieb das öde, dunkle Stadtviertel, in

Das Sascha nicht zurückgekehrt war. Vorne erwartete ihn unentrinnbarer Jammer und schwerer dichter Schrecken.

Wenn man Arsenjews Seele hätte öffnen können, würde sein Kummer, sein Schrecken und seine Verzweiflung vielleicht die ganze Welt erfüllt haben. In Wirklichkeit sah er ruhig, friedlich auf dem Rande der Schlittenbank und blickte unbetragt auf den vorüberfliegenden Schnee: so ungeheuer war die Leere ringsum und so wenig Platz nahm seiner Meinung nach seine dunkle, schweigende, ohnmächtige Gestalt in dieser Leere ein.

Ein bergshohes, riesiges Gebäude, das Krankenhaus, tauchte hinter einer Straßenbiegung vor ihm auf und rückte schnell näher. Der Schlitten hielt.

In den Krankenhaukorridoren herrschten Leere und Stilligkeit. Ein erstickender Krankengeruch lag in der Luft, und man traf überall Menschen in weißen, sauberen Kitteln. Einer gab Arsenjew ein Blatt Papier mit den Namen der Verwundeten. Er überflog es blitzgeschwind mit den Augen, konnte aber nichts fassen, als ob er das Lesen verlernt hätte. Neben ihm stand der Mensch in weißem Kittel und wartete bekümmert.

„Hier ist sie nicht . . .“ sagte Arsenjew endlich dumpf. „Nein.“

Arsenjew schüttelte den Kopf, der so schwer war, das er das Uebergewicht bekam und den ganzen Körper in Schwanken brachte. Sprechen konnte er nicht, weil ein dicker, runder Klob in seiner Kehle lag.

Hierauf führte man ihn in den Korridor zwischen toten elektrischen Vogenlampen hindurch und öffnete eine Tür.

In dem schwarzen Türviereck stand Finsternis. Jemand ging an ihm vorüber, strich mit der Hand an die Wand und die Finsternis verschwand mit schwachem Knacken.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

18]

Der Totengräber.

Von Josef Kuederer.

Friedl zuckte zusammen. Zehn Uhr! Und immer noch nicht hatten sie ihn heimgebracht! Jetzt mußte er sich selbst überzeugen, was mit dem Alten war. Länger duldete es ihn nicht mehr im Hause.

Er ging zum Godinger. Wie ihm das Sonnenlicht auf die Finsternis der Nacht so blendend in die Augen stach, als er die Dorfstraße entlang schritt! Jedem Menschen, dem er begegnete, sah er fragend ins Gesicht, denn er meinte, man müßte es ihm von allen Seiten zurufen:

„Du, Dein Vater haben's 'rauszogen drunten am ersten Wehr!“

Aber alle gingen teilnahmslos an ihm vorüber und brumnten nur ein verdrießliches „Grüß Gott!“

Auf der Brücke hielt der Friedl ein und sah auf die stürmenden Wasser hinab. Selbst und schmutzig kamen sie her, und weit hinaus verloren sie sich in die überschwemmten Ufer. Wohin mochten sie den Großvater getragen haben? Vielleicht konnte ihm der Godinger doch etwas mitteilen.

„Dar mei Vater gestern da?“ fragte er, als er in die schmutzige Spelunke trat.

„Ja, dei Vater war da,“ brumnte er.

„Wann is er denn fort?“ forschte der Friedl weiter.

Der Wirt dachte nach.

„Des wird so um a elfe g'wesen sein“, meinte er endlich.

„So lang is er geblieben?“

„Der Andreßl is ja net kommen, auf den hat er alleweil g'wart'!“

Friedl atmete schwer.

„Der Andreßl hat sich derfalln heut Nacht.“

„So? Wie hat er denn des ang'fangt?“

„Des sag i Dir a anders Mal. Jetzt will i wissen, wo der Vater is.“

Der Wirt zuckte die Achseln und deutete auf den Ofen.

„Da hat er g'hodt, und alleweil brummt und g'schimpft hat er.“

„Hat er stark g'luden g'habt?“ fragte der Friedl.

„Er hat scho g'rad g'mug g'habt.“

„Drum!“

„Is er net heimkommen mehr?“

„Na, eben net.“

„No, nacher wird's 'n scho 'nunterg'haut haben in' Bach“, meinte der Wirt, ohne eine Miene zu verziehen.

Das glaubte der Friedl jetzt selbst. Nachdenklich scharrte er mit dem Fuß auf dem schmierigen Boden. Der Wirt betrachtete ihn von der Seite. Ein höhnischer Zug spielte um seinen Mund.

„Rußt Dir's net g' stark g' Herzen nehmen.“

Friedl fuhr auf.

„Was geht Dich des an, wie i über mein Vater denk, Du alter Esel, Du.“

Godinger lachte spöttisch.

„Ni geht's nig an“, meinte er sehr ruhig. Aber des kann i Dir sagen, Totengräber: I bin fünfsechzig Jahr alt und bin froh, daß mei Lechter, der mi no blieben is, im Zuchtshaus hodt. Sonst tat er mi a 'nunterdruden in die Gruben, wie jeder andere im Dorf sein Vater. Aber da hat's gute Weg! Der trägt sichere Eisen an die Füß und kann net raus. Erst in fünf Jahr lassen's 'n laufen, und bis dahin hat's mi scho lang fort g'holt. Da is mir's nacher Burjcht.“

Er zog seine Dose und nahm eine gehörige Prise. Friedl erwiderte nichts mehr. Er hatte den Godinger groß und verwundert angeschaut, wie einen Prediger, der einen Satz aus dem Evangelium dem staunenden Volke verkündet. Einer Antwort war er nicht fähig gewesen. Nun schlich er mit dem Bewußtsein von dem, daß ihn der alte Mann, der seinen Sohn lieber im Zuchtshaus wußte, um freier atmen zu können, bis ins innerste durchschaut hatte.

Unruhig wanderte er den Bach auf und nieder und blickte unter die Weidenbüsche — vom Großvater keine Spur. Er ging an das obere Wehr, wo eine Sägemühle stand und fragte die Arbeiter — er schritt am Fluß entlang eine ganze Stunde ins freie Feld hinaus.

Alles umsonst.

Wo war der Alte? Von nagenden Gedanken verfolgt, bewegte sich der Friedl ein paarmal im Kreise herum. Dann ging er ins Dorf zurück und erstattete Anzeige beim Ortsvorstand. Dort bekam er Unterstützung von mehreren Holzwecheln, und nun begann die Suche wieder von vorne. Eine Menge Dörfler begleitete sie. Der Abgang des Alten war bekannt geworden, und in kurzer Zeit eilten Männer, Weiber und Kinder stromauf- und stromabwärts vom Mittag bis zum Abend. Da gab man die vergebliche Mühe auf und suchte nicht weiter. Langsam ging Friedl nach Hause und setzte sich mit stieren Augen in die Eckstube an die Leiche des Kindes.

Wo war der Alte? Wo war er? Die Wellen des Siegbachs mußten ihn ja unfehlbar zu Boden geschleudert und in der nächsten Sekunde erstickt haben, aber die Leiche, wo war die Leiche? Das schnell treibende Wasser ging nicht tief — es hatte ihn entweder zum Wehr getrieben oder ans Ufer gespült. Und doch war er nirgends zu finden. Die ganze Nacht blieb der Friedl an dem offenen Sarge, der einzigen Stelle, wo er noch ein bißchen Ruhe finden konnte. Einmal hatte er beim Schein des Totenlichts fragend zum Herrn Meier emporgesehen, aber da war ihm ein fürchtbares Grauen angelommen vor dem knöchernen Freunde. Schnell hatte er wieder die Augen gesenkt und den Schatten des Vaters verfolgt.

Wo war der Alte? So schrie es immer lauter in ihm. Alle Wege des Dorfes, alle Winkel und Büsche ging er im Geiste noch einmal ab, und überall meinte er, müßte der Alte liegen. Aber nirgends war er zu sehen. Friedl klopfte mit beiden Fäusten gegen den Schädel und rang nach Luft.

Plötzlich fühlte er, daß er den Gedanken nicht mehr zurückhalten konnte, der ihm gleich aufgestiegen war, als man die Leiche am Wehr nicht finden konnte. Damals hatte er ihn mit aller Entschiedenheit zurückgedrängt, aber jetzt kam er wieder und bohrte sich tiefer von Stunde zu Stunde.

Der Alte lebte noch!

Und als ihn das übermannte wie mit einer felsenfesten Sicherheit, an der es nichts zu rütteln gibt, da konnte er sein totes Kind nicht mehr anblicken, sondern krampfte die Hände vor das Gesicht. Wenn alles umsonst wäre, wenn sich der gräßliche Traum erfüllte und der Alte etwa zurückkehrte? Den Friedl litt es nicht mehr im Zimmer. Er stand auf und rannte eilends hinaus in den dämmernden Morgen. Noch einmal lief er den Bach ab. Die Gewässer waren ein Weniges zurückgegangen, aber immer noch tobten sie mit heftigen Wellenschlägen durch die Brücke. Friedl wollte sich die Augen heraussehen. Es war das verzweifelte Suchen eines leichtsinnigen Spielers, der das Letzte darangegeben hatte, um wenigstens den Einsatz zu retten. Aber, wie er auch suchte, der Alte zeigte sich nicht.

Dafür stieg es immer schrecklicher, immer deutlicher in Friedl empor:

Er lebt noch, er lebt noch!

Gut denn, so wollte er die umliegenden Dörfer abfragen. Hatte es den Großvater wirklich verschont, und war er die Straße hinausgewandert, dann mußte man ihn doch noch erfragen können. Und wieder suchte der Friedl einen ganzen, langen Tag. Stumpf und müde kam er am Abend von seiner Wanderung wieder zurück.

„Nig is, weit und breit nig“, sagte er, als er zu seiner Frau ins Zimmer trat.

Sie lag ganz erschöpft auf ihrem Bett.

„Hast nig g'hört?“

„Kein Mensch hat'n g'geh.“

„Also is er tot.“

„Na, der Vater lebt“, sagte er fest.

„Am Gotteswillen, wo soll er denn sein?“

„Ja, des weiß lei' Mensch.“

Er trat an das offene Fenster und blickte hinaus in die nun mächtig einfallende Dunkelheit. Die Frau unterbrach die tiefe Stille.

„Der Herr Pfarrer war da“, sagte sie zögernd, „und morgen um sieben Uhr is die Beerdigung.“

Der Friedl stierte sie blöb an.

„Vom Vater?“ fragte er.

„Vom Vater? — Vom Andreß! . . . Ruht scho bald an d'Arbeit gehen“, fügte sie bei.

Also das stand ihm noch bevor. Das Grab für den Jungen zu graben! Er hatte sich's leider gedacht. Mit schweren Schritten ging er zur Türe.

Sie hielt ihn mit einer matten Geberde zurück.

„Du“, sagte sie ängstlich, „es dauert nimmer lang mit mir.“

Friedl seufzte.

„Laß das Fenster offen. Und wenn d'Schmerzen kriegst, rufft mit! Dann lauf i ins Dorf runter.“

Er ging in seine Stube hinab, holte Hade und Spaten hervor und zündete eine Laterne an. Dann ging er hinaus in die kalte, sternklare Nacht. Aber er trat nicht mehr auf wie vor wenigen Tagen, wo er den alten Mödlinger zugebedt hatte, ein gebrochener Mann wankte durch die Gräberreihen. Mechanisch schleifte er die herabhängenden Werkzeuge nach, und jeden zweiten Schritt stolperte er über Steine und Eden. Das Licht der baumelnden Laterne huschte unsicher über den Jrrgang der Kreuze und Steine hinweg, einen Weg wies es ihm nicht. Allmählich ward es dem Friedl, als ginge er in einem ungeheuren Wald, wo er nicht mehr vor und nicht mehr zurück wußte. Planlos wanderte er weiter, immer im Kreise herum, ohne Ziel, ohne Ende. Grabhügel trat er zusammen, Kreuze riß er nieder, Weidwasserfessel stieß er um, und endlich rannte er mit aller Wucht an einen Zaun, daß es laut krachte in dem dünnen, verwitterten Holz. Da kam er zur Besinnung und sah sich um. Das war ja der stille Binkell! Bahchastig!

Dort unten ruhte sein erstes Kind und der alte Hasenbinder. Der Friedl leuchtete hinein in den öden Platz und wollte wieder von dannen gehen. Heut brauchte er ja nicht ungeweihte Erde aufzureißen, o nein, der Andreß durfte drüben bestattet werden im Familiengrab des Totengräbers unter Gebeten und Grabgesang, er war ja christlich gestorben, der arme Köppl!

(Schluß folgt.)

Winterende und Frühlingsanfang.

Von Dr. Richard Hennig.

Wann fängt eigentlich im deutschen Tiefland der Frühling normalerweise an? Es ist seltsam genug, daß man auf diese Frage durchaus keine klare, einheitliche Antwort zu geben vermag, sondern nur eine solche, die mit allerhand Wenn und Aber überbrückt und verlauschert ist. Als Frühlingsanfang gilt im bürgerlichen Leben bekanntlich zumeist der 21. März, d. h. der astronomische Frühlingsanfang, der dadurch gekennzeichnet ist, daß die Sonne den Äquator passiert und ins Tierkreiszeichen des Widders eintritt. Aber die astronomischen Jahreszeiten brauchen bekanntlich mit den meteorologischen durchaus nicht übereinzustimmen, wie ja allein schon daraus hervorgeht, daß der Höhepunkt des Sommers und des Winters ganz und gar nicht mit dem höchsten bzw. tiefsten Stande der Sonne am 21. Juni und 21. Dezember zusammenfällt. So hat auch die Wissenschaft der Wetterkunde und der Lehre vom Klima eine von der astronomischen Einteilung der Jahreszeiten beträchtlich abweichende Definition des Jahreszeitenbegriffes geschaffen, und zwar pflegt man die drei kältesten Monate Dezember, Januar und Februar als Winter, die drei heißesten Juni, Juli und August als Sommer und die verbleibenden Monate März, April und Mai als Frühling, September, Oktober und November als Herbst zu bezeichnen. Diese Einteilung ist für die Gliederung unserer klimatischen Vorgänge im Jahresverlauf im allgemeinen auch ungleich treffender und brauchbarer als die astronomische, die lediglich von gewissen, praktisch ziemlich belanglosen Vorgängen am Himmel ausgeht. Wenn somit der Astronom uns erklärt, der Frühling beginne am 21. März, wird der Meteorologe mit nicht geringerem Recht uns darüber belehren, daß der Winter am 28. bzw. 29. Februar aufhört und der Frühling am 1. März anfängt. Für die rein praktischen Bedürfnisse wird die meteorologische Einteilung der Jahreszeiten unbedingt vorzuziehen sein, wenn gleich die astronomische, die auf ein sehr viel ehrwürdigeres Alter als jene zurückblickt, sich ungleich mehr im Publikum eingebürgert hat.

Zimmerhin sind diese theoretisch abgeleiteten Jahreszeiteinteilungen nur in beschränktem Maße praktisch brauchbar. In arktischen Regionen oder auch in den deutschen Gebirgen, wo vielleicht noch regelmäßig bis tief in den Mai hinein eine tiefe Schneedecke liegt und Temperaturen unter Null Grad heinabe die Regel darstellen, kann man nicht wohl davon sprechen, daß im März, wenn 10 und 20 Grad Kälte die normale Temperatur darstellen, „Frühlingslüfte“ wehen, obwohl die astronomische und meteorologische Einteilung der Jahreszeiten auch für diese Gegenden ihre volle Berechtigung hat. Und ebenso hat sie Geltung für die tropischen und subtropischen Länder, in denen die kälteste Jahreszeit es noch immer mit dem Hochsommer unserer Zonen aufnehmen

kann, obwohl unser Begriff der „Frühlingslüfte“ für eine Gegend ewigen Sommers auch wenig passend erscheint.

Wenn wir also die Frage aufwerfen, wann hier bei uns im deutschen Tiefland der Frühling normalerweise seinen Eingang hält, so müssen wir von der jahreszeitlichen Einteilung, wie sie die Gelehrten festgelegt haben und die für alle Länder der Erde gleichmäßig Geltung hat, vollkommen absehen. Vielleicht empfiehlt es sich daher, die Frage für unser Klima etwas präziser zu formulieren: wann beginnen in Deutschland in der Regel die wohlbekanntesten, vielgepriesenen „Frühlingslüfte“ zu wehen? Geschieht dies schon zumeist vor dem „offiziellen“ Frühlingsanfang, am 21. März, oder erst später oder etwa gerade gleichzeitig? Wenn man die Frage in dieser Form stellt, so begreift man, daß die Antwort völlig anders lauten kann — denn die milden, wohlthuenden Lenzlüfte sind in ihrer Eigenheit zu unverkennbar, als daß man über den Sinn der Frage im Zweifel sein könnte. — Tatsächlich stellt auch jeder eine Antwort zu geben versuchen, aber der Inhalt dieser verschiedenartigen Antworten scheint ungemein stark zu wechseln. Manche Leute, die sich ärgerlich daran erinnern, wie sie oft genug gezwungen waren, bis in den April und sogar noch in den Mai hinein ihre Öfen zu heizen, werden erklären, daß man vor Mai kaum auf die „linden Lüfte“ rechnen könne, die Hland so schön besungen hat. Andere wiederum werden es als selbstverständlich betrachten, daß sie spätestens von Mitte Februar an Anspruch auf die sogenannten Frühlingslüfte haben, also etwa von der Zeit an, wo die Zunahme der Tageslänge am meisten sinnfällig ist und die Wiederannäherung der warmen Jahreszeit ankündigt. Wann ist nun aber in Wirklichkeit auf das erste Auftreten der linden Lenzlüfte zu rechnen?

Nun, es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß in den einzelnen Jahren dieser Zeitpunkt außerordentlich stark variiert. Es kommen Jahre vor, in denen schon der Februar, meist erst in seiner zweiten, aber gelegentlich, z. B. im Jahre 1898, auch schon in seiner ersten Hälfte, ausgesprochen frühlingswarme Tage bringt. So war es in den letzten 25 Jahren, z. B. 1885, 1899, 1903 und ebenso jetzt 1910. Freilich darf man in derartigen Fällen, auch wenn die Witterung noch so warm und schön ist, kaum jemals darauf rechnen, daß sie nunmehr auch bis in den Sommer hinein unverändert mit gleich hohen Temperaturen anhalten wird, sondern auf die sehr zeitig auftretenden Frühlingslüfte folgt fast ohne Ausnahme noch einmal ein sehr energischer Rückfall in die Wintertälte. In den ungewöhnlich warmen und prachtvoll schönen Frühlingsmonat im Februar 1899 schloß sich ein zeitweilig empfindlicher März an, der sogar meist erst die tiefsten Frostgrade des im übrigen recht milden Winters brachte. Und den warmen Februartagen 1903 reichte sich zwar ein noch herrlicherer und wärmerer Märzmonat an, aber dann, als man schon mitten im Sommer zu sein glaubte, gab es im April einen nochmaligen, höchst lästigen Vorstoß des Winters, und am 19. April tobte in Norddeutschland einer der heftigsten Schneestürme, die daselbst seit langer Zeit vorgekommen waren.

Im März ist ein ausgesprochenes Frühlingswetter natürlich wesentlich häufiger zu verzeichnen, als im Februar, immerhin doch auch noch keineswegs so regelmäßig, wie man wohl vielfach annehmen wird. Die Fälle, daß der März im ganzen oder doch im größeren Teil seines Verlaufes ein wirklich schöner Frühlingsmonat ist, sind keineswegs die Regel, während allerdings einige wenige Frühlingstage nahezu in jedem März hier und da vorkommen. Daß aber der März in seinem Verlauf größtenteils frühlingswarmes Wetter brachte, hat sich doch in den letzten fünfzig Jahren nur vereinzelt gezeigt, 1861, 1862, 1871, 1872, 1882, 1890, 1896, 1903. Umgekehrt sind die Fälle kaum minder zahlreich, in denen der März noch als ausgesprochener Wintermonat zu bezeichnen war. Es brauchte hier ja nur auf den schlimmen März des Jahres 1888 hingewiesen zu werden: war auch dieser Monat nicht ganz so kalt, wie er in der gern übertriebenen Legende mit Vorliebe dargestellt wird, so war er doch bössartig genug; lag doch am Tage des astronomischen Frühlingsanfangs in Norddeutschland noch fast überall eine ungewöhnlich dicke Schneedecke! Es hat aber auch noch kältere Märzmonate in Deutschland gegeben als 1888: die Jahre 1883, 1853 und ganz besonders 1845 besicherten Mitteleuropa noch wesentlich kältere Märzmonate. Der letztgenannte März insbesondere brachte in Norddeutschland Mitteltemperaturen, wie sie einem schon recht strengen Dezember oder Januar angemessen sind, das Thermometer sank bis unter 20 Grad Kälte, und die Schneedecke lag ohne Unterbrechung bis zum 23. März, worauf ein plötzlich eintreffendes Tauwetter ungeheure Ueberschwemmungen hervorrief. Auch 1888 brachte noch ein paar ungemein kalte Märzstage, mit denen sich die berühmten kalten Tage im März 1888 nicht vergleichen konnten. In derartigen Jahren kann natürlich von Frühlingslüften im März noch nicht wohl die Rede sein, wenngleich gerade der berüchtigte März 1888 insofern eine Ausnahme machte, als er gegen Monatschluß ein paar sehr warme und schöne Tage, am 29. sogar ausgedehnte und kräftige Hagelgewitter heraufführte.

Im April sind dann jedoch die Frühlingslüfte selbstverständlich eine normale und kaum jemals völlig fehlende Erscheinung, wenngleich die Frühlingswärme sich noch nicht gerade durch große Beständigkeit auszeichnet: der bekannte Ausdruck Aprilwetter besagt zur Genüge, daß die Frühlingsfreuden noch oft genug durch häßlich kalte Regen-, Graupel- und selbst Schneeböden unterbrochen

zu werden pflegen, an denen in sehr zahlreichen Jahren selbst der Monat Mai noch empfindlich zu fränken pflegt.

Sind doch leider selbst ausgesprochene winterliche Witterungsvorgänge im Mai noch ziemlich häufig zu verzeichnen. 1864, 1880 (am 19. Mai), 1886, 1892 sank z. B. das Thermometer noch an den meisten Stellen Norddeutschlands im Mai mehrere Grade unter den Gefrierpunkt, und Schneefälle im Mai sind eine nur noch gar zu häufige Erscheinung; ja, selbst in der zweiten Hälfte des Mai sind sie noch nicht endgültig und sicher verschwunden; so schneite es in der Mark Brandenburg im Jahre 1900 noch am 19. Mai, 1867 am 24., 1864 am 23. Mai, 1837 am 2. Juni und 1821 sogar noch am 21. Juni, am Tage des astronomischen Sommeranfangs!

Fakt man das Gesagte zusammen, so ergibt sich ohne weiteres das außerordentlich verschiedene Verhalten der einzelnen Jahre in bezug auf Winterende und Frühlingsanfang. Einen „Anspruch“ auf das Eintreten der Frühlingswitterung kann man demnach eigentlich zu gar keiner Zeit geltend machen: man hat ebensogut ein Recht, sie schon zu Anfang Februar zu erwarten, wie man sich nicht über eine Ungerechtigkeit des Schicksals beklagen darf, wenn sie bis Ende April und selbst noch zu Anfang Mai ausbleiben. Jedenfalls tut man gut, seine Erwartungen auf Frühlingsanfang in Deutschland nicht zu hoch zu spannen und sich auf jede nur denkbare Form der Enttäuschung gefaßt zu machen. Sommerhin belehren uns die Tagesmitteltemperaturen, daß man im allgemeinen etwa in der zweiten Hälfte März, also zufälligerweise etwa gerade zur Zeit des astronomischen Frühlingsanfangs, auf einen besonders reichen Anstieg der Tagestemperaturen zu hoffen ein Recht hat. Beträgt doch z. B. in Berlin der normale, aus langjährigen Beobachtungen berechnete Durchschnitt der Tagestemperaturmittel am 15. März noch erst 8 Grad Celsius, am 1. April hingegen schon 7 Grad Celsius. Das ist ein deutliches Kennzeichen, daß um diese Jahreszeit zumeist der Winter seine Herrschaft an den siegreich vordringenden Frühling abzutreten pflegt!

Kleines feuilleton.

Notes Wasser. Der „Kosmoshandweiser“ schreibt: Jedermann weiß, daß das lange, schmale Meer zwischen Arabien und Afrika das „rote“ Meer heißt. Die große Mehrzahl der 2—300 000 Reisenden, die alljährlich diesen Weg nach Ostindien und Ostasien zurücklegen, wird aber diese Bezeichnung für ganz unbegründet erklären. Nichtsdestoweniger ereignet es sich bei ganz stillem Wetter, daß große Strecken dieses Meeres mit einer rötlichen oder gelblichen Farbensicht überzogen werden, so daß man den Eindruck hat, als fahre das Schiff durch Blut. Wer diesen eigenartigen Anblick einmal gehabt hat, vergißt ihn so leicht nicht wieder. Dicht an der Küste, namentlich in den geschützten Buchten, ist die rötliche Farbe ganz allgemein. Diese seltsame Erscheinung rührt von einer mikroskopischen Alge her, die im Wasser oft in ungeheuren Mengen vorkommt, vielfach in aufgelöstem oder schon verfaultem Zustande. Auch an der indischen Küste hat man diese Rotfärbung schon beobachtet, und ebenso vor einigen Jahren an einem ganz entgegengesetzten Punkt der Erde, nämlich bei Rhode Island in Nordamerika. Die Algen traten dort in solchen Mengen auf, daß das Wasser umbräunlicht wurde, und die verfaulten Pflanzennengen verbreiteten einen widerlichen Geruch, während zugleich viele Fische abstarben, eine Erscheinung, die auch im Roten Meere schon öfters beobachtet wurde. Der Gedanke, daß die erste der ägyptischen Plagen, von der im zweiten Buch Moses die Rede ist, derselben Ursache entspringt, liegt nahe.

Anthropologisches.

Das Hirnwachstum im Kindesalter. Das edelste Organ des menschlichen Körpers, das Gehirn, verhält sich hinsichtlich seines Wachstums auffallend anders als unsere übrigen Organe. Sein Hauptwachstum ist schon sehr früh, schon bald nach Vollendung des vierten Lebensjahres beendet, während unter übrigen Körperbestandteilen ziemlich gleichmäßig noch bis zum 20. bis 25. Lebensjahre an Größe zuzunehmen pflegt. Nach dem vierten Jahr nimmt das Gehirn nur noch um etwa 60 Gramm an Gewicht zu: sein größeres Wachstum ist also schon in frühester Kindheit beendet, während danach die feinere Ausgestaltung statthat, die gleichzeitig mit der Intelligenzentwicklung einhergeht. Durchschnittlich wiegt beim erwachsenen Manne das Gehirn 1375 Gramm, beim erwachsenen Weibe 1245 Gramm. Für den Neugeborenen wurden folgende Mittelzahlen festgestellt: das Gehirn des Knaben wiegt bei Geburt 340 Gramm, das des Mädchens 330 Gramm. Danach beginnt ein unverhältnismäßig schnelles Wachstum, indem schon bis zum neunten Monat eine Gewichtszunahme des Gehirns um 300 Gramm beim Mädchen, um 350 Gramm beim Knaben erfolgt. Mit zwei Jahren wiegt das kindliche Hirn schon gut 1000 Gramm und mit vier Jahren schon etwa 1200 Gramm mit geringen Unterschieden beim männlichen und weiblichen Geschlecht. Danach wächst es noch sehr langsam mit einer Gewichtszunahme von insgesamt 60 Gramm und erreicht gegen Ende des 20. Jahres in beiden Geschlechtern seine Maximalstärke.

Verantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag:

Bis zum 50. Jahre bleibt das Gehirn auf diesem Höhepunkt und nimmt mit zunehmendem Alter dann meist um 80—90 Gramm an Gewicht ab infolge der Altersatrophie. In charakteristischer Weise macht sich das eigenartige Wachstum des Gehirns bei der Schädelentwicklung geltend. Für den normalen Menschen sind folgende Zahlen, die jeweils den größten Schädelumfang bestimmen, maßgebend:

Ende des 1. Monats beträgt der größte Schädelumfang	36 cm
„ „ 1. Jahres	45 „
„ „ 2. „	48 „
„ „ 5. „	50 „

Nach dem 5. Lebensjahr vergrößert sich der Schädelumfang nur noch sehr wenig in jedem Jahr entsprechend der geringen quantitativen Zunahme des Gehirnes und erreicht in späteren Jahren eine Ausdehnung von 52—52½ Zentimeter. In wieviel höherem Maße der übrige Körper in späteren Jahren wächst als das schon früh zur Entwicklung gekommene Hirn, geht am deutlichsten daraus hervor, daß das Gehirn des Neugeborenen 14,34 Prozent des Gesamtgewichtes beträgt, während beim Erwachsenen das Hirngewicht nur 2,37 Proz. des Gesamtkörpers ausmacht. Je älter das Individuum wird, desto mehr bleibt das Hirnwachstum im Verhältnis zum übrigen Körper zurück. Aus diesen eigentümlichen Wachstumsverhältnissen des Gehirns lassen sich nun leicht gewisse, durch die Tatsachen bestätigte Schlüsse ziehen. Wenn ein Krankheitsprozeß das Gehirn befällt zu einer Zeit, da sein Wachstum schon größtenteils beendet ist, und Hirnsubstanz zerstört hat, so läßt sich dieser Verlust nicht wieder erliegen, und hat darum meist eine Schädigung der intellektuellen Fähigkeiten des Individuums zur Folge. Dies ist namentlich häufig beim erworbenen Wasserkopf, der eine Begleiterkrankung mancher Hirnkrankheiten ist, der Fall. Ist wirklich Wasser an Stelle der Hirnsubstanz getreten, so muß es, wie leicht verständlich ist, zu einer irreparablen Schädigung des Gehirns und damit unserer Verstandestätigkeit kommen; denn das Gehirn, namentlich seine graue Substanz ist der Sitz unserer intellektuellen Fähigkeiten. Alle Eindrücke, die wir von außen empfangen und vermöge unserer Sinnesorgane aufnehmen, werden im Gehirn zu Empfindungen und Vorstellungen erst verarbeitet, durch deren Kombination dann unsere Verstandestätigkeit zustande kommt. Ist hingegen ein Krankheitsprozeß in sehr früher Zeit, noch vor dem 4. Lebensjahre, am Gehirn aufgetreten, so ist die Aussicht auf Erfolg durch richtige und rechtzeitige Behandlung, zum Beispiel durch frühzeitiges Entfernen des angeammelten Wassers beim Wasserkopf, noch relativ gut, da zu dieser Zeit das Gehirn noch nicht ausgewachsen und eine Regeneration deshalb noch möglich ist. Nach Vollendung des größeren Hirnwachstums im 5. Jahre findet natürlich erst die feinere Ausgestaltung statt, die einhergeht mit der Entwicklung unseres Gefühls- und Verstandeslebens. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß mit jedem Denkprozeß auch äußerst subtile chemische Vorgänge in unserem Gehirn stattfinden, die allmählich die feinste Struktur unseres Seelenorgans bestimmen.

W.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Schaumbaltigkeit des Bieres. Wenn von einem Glas Bier gesagt wird, es sei schal, so ist dies Urteil gleichbedeutend mit einer Zurückweisung oder zum wenigsten mit einer starken Herabminderung des Geschmacks. Die künstliche Ergänzung der Kohlensäure hat zur Vermeidung dieses Mangels auch nicht den gewünschtesten Erfolg, weil sie verhältnismäßig schnell verfliegt und das Bier dann doch in dem übeln Zustand zurückläßt, der durch jenes Wort bezeichnet wird. Ein gutes Bier muß eben die Eigenschaft haben, die man in der Brauerei als Schaumbaltigkeit benennt. Sie ist am leichtesten bei stark eingebrauten Bieren zu erzeugen. Da aber die Abnehmer jetzt leichtere Biere zu bevorzugen pflegen und dieser Wunsch mit einem Vorteil der Brauerei übereinstimmt, so werden die Biere im allgemeinen jetzt schwächer gebraut, und damit ist die Schwierigkeit, ihnen eine gute Schaumbaltigkeit zu erteilen, größer geworden. Die Wissenschaft hat durch neue Forschungen festgestellt, warum nach dieser Richtung der Kohlensäuregehalt nicht allein bestimmend ist. Es sind dabei noch andere außerordentlich fein im Bier verteilte Stoffe im Spiel, die zu der Gattung der sogenannten Kolloide gehören. Diese stammen nach einer Uebersicht, die Berrv im Journal des englischen Brauereieinstituts gegeben hat, teils aus dem Malz, teils aus dem Hopfen und sind hauptsächlich Eiweißstoffe. Die Kohlensäure wirkt nur dadurch mit, daß sie die Bildung eines dauerhaften Schaums durch jene Bestandteile befördert. Dr. Berrv hat aus Hühnereiwweiß gewisse Präparate hergestellt, die noch in einer starken Verdünnung einen sehr dichten und dauerhaften Schaum zu bilden vermöchten. Auch im Weizen ist ein schaumbildender Stoff enthalten, ebenso im Reis. Auf der anderen Seite sind nun auch die Bestandteile des Bieres studiert worden, die der Schaumbaltigkeit entgegenwirken. Sie sind sämtlich von öfter Beschaffenheit und stammen aus dem Fettgehalt der Getreidekörner, während das stickige Öl des Hopfens keinen ungünstigen Einfluß zu haben scheint. Ueberschreitet der Säuregehalt des Bieres eine bestimmte Höhe, so wird er gleichfalls für die Schaumbaltigkeit nachteilig. Ebenso kommt es auf den Salzgehalt des zum Brauen benutzten Wassers an.

Verantwortl. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Borntrags Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.